

Anne Weber

Tief in die Augen

Abschiedsrede

Eine Abschiedsrede muss ich halten, das ist klar, das steht fest, das hat noch jede und jeder so gemacht. Na gut! Dann halt' ich eben eine. Heißt noch lange nicht, dass ich auch wirklich weggehe und also Abschied nehmen muss. Reden und Tun sind bekanntlich zweierlei. Ich halte eine Abschiedsrede und bleibe dann einfach hier.

Keine Angst, liebe Dorothee, ich bleibe nicht im Häuschen wohnen. Obwohl es darin Eckchen gibt, in denen ich vermutlich unbemerkt hausen könnte. Aber nein, das Häuschen habe ich natürlich geräumt. Wo werde ich also wohnen? In den Herzen der Einwohner.innen, also tief in ihnen drinnen, das wär's, aber man kann es nicht erzwingen, zumal die meisten mich nicht einmal kennengelernt haben. Wo also werde ich bleiben? Na, es wird mir schon noch was einfallen.

Oder aber: Ich nehme Bergen-Enkheim einfach mit. Ab nach Paris mit uns allen! Wir machen eine Gruppenreise! Nein? Ihr habt hier noch das eine oder andere zu erledigen? Gut, gut, dann eben nicht. Aber ein paar von euch werde ich nach Paris entführen, ob ihr's wollt oder nicht und ob ich's will oder nicht, denn ihr seid zu mir gekommen, die meisten ins Stadtschreiberhaus, andere auf meinen Bildschirm, und ihr habt mir Geschichten erzählt, und zu diesen Geschichten gehören jeweils euer Gesicht und eure Stimme. Die entführe ich nun alle!

Übrigens bin ich nicht die erste Stadtschreiberin, der in den Sinn kam, eine Art Sprechstunde einzurichten, sondern nur die erste, die diese Vorstellung auch verwirklicht hat. Das habe ich von Monika Steinkopf, der langjährigen Inhaberin der legendären Berger Bücherstube, erfahren.

Der allererste Bergener Stadtschreiber 1974, Wolfgang Koeppen, habe, so erzählte sie, mit dem Gedanken gespielt, vor dem Haus ein Schild anzubringen, auf dem hätte stehen sollen: Sprechstunde um Mitternacht. Was vielleicht einen guten Romantitel hergeben würde, doch auf einem Schild vor dem Haus eigentlich nichts anderes bedeuten kann als: Lasst mich in Ruhe, ich will niemanden sehen.

Waren Schriftsteller früher unfreundlicher? Wurden sie vielleicht als Schriftsteller gar nicht ernst genommen, wenn sie allzu freundlich waren? Können es sich Männer eher leisten, unfreundlich zu sein, als Frauen? Ich nehme an, Koeppen hat sich darüber keine Gedanken gemacht, es war einfach so, dass er seine Ruhe brauchte, um schreiben zu können, vielmehr um nicht schreiben zu können, denn das war es, womit er unfreiwilligerweise die meiste Zeit seines Lebens verbrachte. Lasst mich bloß in Ruhe!

Womöglich gibt es auch in meinem Inneren jemanden, der lieber in Ruhe gelassen werden, der ganz für sich sein und sich einschließen möchte. Wenn man diese Eigenbrötler, die sich in einem breit machen, gewähren lässt, sitzt man ganz schnell alleine auf einer einsamen Insel, und das auch noch ohne jedes Meer, ja, ohne jeden

Tümpel um sich herum. Weshalb bei mir vor dem Stadtschreiberhäuschen stand:
Lasst mich nicht in Ruhe, kommt mir was erzählen!

Und ihr seid gekommen. Nicht in Scharen, aber ihr seid gekommen. Dafür möchte ich Euch danken.

Ihr habt mir Geschichten erzählt von Menschen, die Ihr kennt, die Ihr gekannt habt oder die schon lange gestorben sind, von Menschen, die in Bergen-Enkheim leben oder hier geboren waren, und von anderen, die hier irgendwann gelandet sind; von Frauen im Krieg, die, um zu wissen, ob ihr Mann noch am Leben war, ihren Ehering an ein Fädchen banden, und wenn der Ring reglos hing, bedeutete das, dass ihr Mann gefallen war, wenn der Ring sich rührte, war er noch am Leben. Nicht wenige Geschichten aus dem Krieg habt ihr mir erzählt, von denen aber die meisten, anders als im Krieg, gut ausgingen. Da gab es Pfarrer, die gegen Hitler predigten, Förster, die Prügelbanden bei jüdischen Nachbarn verjagten, einen Wehrmachtskommandanten, der in den 50er Jahren nach Frankreich zurückkehrte und mit Umarmung empfangen wurde. Vermutlich sind es eher die schönen Geschichten, die weitererzählt werden, als die schlimmen. Auf die schlimmen muss man, wenn man sie nicht gerade erlebt hat, wohl selber kommen. Und so war der junge Historiker, mit dem ich mich während des zweiten Lockdowns im letzten Frühjahr per Skype unterhielt, rein zufällig, im Zuge seiner Recherchen, auf eine jener Geschichten gestoßen, die von den Betroffenen, sofern sie überlebt haben, eher vertuscht und verschwiegen als weitererzählt worden sein dürften.

Wenn sie nicht ganz so schlimm waren, wurden die Geschichten vielleicht weitererzählt von – Ahnungslosen? Oder wie soll man sie nennen, jene Menschen, die für das, was daran furchtbar ist, überhaupt kein Gespür haben?

Die Tochter einer solchen Ahnungslosen hat mir eine Geschichte erzählt, die ich hier wiedergeben will. Die Geschichte hat die Besonderheit, dass sie traurig, aber auch manchmal komisch ist, weshalb sie nicht leicht zu erzählen ist, denn unweigerlich werden Sie an den komischen Stellen lachen, wie auch ich gelacht habe, als ich die Geschichte erzählt bekam, aber wir lachen gewissermaßen gegen unseren Willen, wir lachen mit schlechtem Gewissen, mit dem Gefühl, bei einer solchen Geschichte eigentlich nicht lachen zu dürfen, so ging es mir jedenfalls.

Erzählt wurde sie mir von Inge H., die sie selbst als Fünfzehnjährige von ihrer Mutter erzählt bekam. Diese war 1965 mit einer der ersten deutschen Lehrergruppen nach Israel gefahren; die diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern waren gerade erst aufgenommen worden. Mit zwei Bekannten ging Inges Mutter durch eine Siedlung, die, wie sich später herausstellen sollte, ausschließlich von deutschjüdischen Emigranten bewohnt war, als neben ihnen ein Hund auf drei Beinen auftauchte und an ihnen vorbeihumpelte. Kurz darauf ertönte eine weibliche Stimme. »Komm, Dreyfus, komm!« rief sie. Auf Deutsch.

Mit der deutsch-jüdischen Emigrantin, die da mit ihrem Hund Dreyfus Gassi ging, kamen die drei Lehrerinnen ins Gespräch, sie erfuhren, dass sie 1946 als junges Mädchen nach Israel ausgewandert war und dank eines christlichen Vaters, der zu seiner Frau gehalten hatte, von der Deportation verschont geblieben war. Diese

junge Frau lud die drei Lehrerinnen auf einen Kaffee zu sich nachhause ein, aber aus irgendwelchen Gründen – hatte sie sich noch einmal nach etwas umgesehen, war sie gedankenverloren stehengeblieben? – aus irgendwelchen Gründen verlor Inges Mutter die anderen Frauen kurz aus dem Blick und wusste dann nicht mehr, in welchem der Häuschen sie verschwunden waren. Sie blickte sich suchend um und klopfte dann an der Tür eines Hauses, von dem sie dachte, das müsse es wohl sein, doch wer ihr öffnete, war eine ganz andere Frau, die sie noch nie gesehen hatte, die sie aber gleich bat einzutreten.

Drinnen war der Tisch festlich gedeckt, es muss der Schabbat-Abend gewesen sein. Auch ein Mann und zwei Kinder waren im Raum, und man bat den Gast, Platz zu nehmen. Vielleicht könnte es bis dahin auch eine Erzählung von Kafka sein – man klopft an die falsche Tür und gerät in eine rätselhafte Welt hinein –, doch das ändert sich nun, denn es entsteht eine Unruhe, irgendetwas ist verschwunden und wird gesucht, bis sich herausstellt, dass Inges Mutter auf der Kippa des Mannes sitzt.

Das ist jetzt ein Lachen, das ich am liebsten vermieden hätte, ich möchte eigentlich nicht lachen müssen, weil sich irgendwer auf eine Kippa setzt, aber vermutlich geht es nicht anders, in der Geschichte liegt eine Anspannung, wir ahnen schon: So harmlos wird es nicht weitergehen, also lachen wir lieber noch mal kurz.

Inges Mutter sucht nach einem Satz, über den sie mit ihren Gastgeberinnen ins Gespräch kommen könnte, in ein möglichst kurzes Gespräch, denn eigentlich möchte sie gleich wieder gehen, sie ist schon woanders auf einen Kaffee eingeladen und vermutlich suchen ihre Begleiterinnen sie schon, und so sagt sie das erste, was ihr einfällt. Sie sagt: »Ach, Sie kommen also auch aus Deutschland?«

Ein Schweigen tritt ein, von dem sie vielleicht spürt, dass es ein Abgrund ist, ihre Tochter Inge jedenfalls wird es spüren, als sie die Geschichte von ihr erzählt bekommt, und wir spüren es ebenfalls. In die festliche Schabbatstimmung platzt sie mit einer Frage, die deutsche Urlauber vielleicht anderen deutschen Urlaubern im Ausland stellen können, aber nicht in einem Zimmer in Israel, wo jüdische Deutsche vor ihren nichtjüdischen deutschen Verfolgern Zuflucht gefunden haben.

Das Schweigen wird schließlich gebrochen von ihrer Gastgeberin: Alle sind sie umgekommen, sagt sie, alle, alle, und sie zählt Namen auf, viele Namen, die Namen ihrer Angehörigen. Dann sitzt sie nur noch da und weint. Inges Mutter sitzt verlegen auf ihrem Stuhl und weiß nicht, was sie machen soll, aber sie muss dann gar nichts weiter machen als aufstehen und gehen, denn das ist es, wozu der Mann sie auffordert, und natürlich kommt sie der Aufforderung nach. Sie geht aus dem Haus und findet bald ihre Freundinnen wieder und die andere Frau, die mit dem Hund, der Dreyfus heißt.

Später, nachdem sie mit den anderen Frauen Kaffee getrunken hat, klopft sie noch einmal an der Tür des Hauses, das sie überstürzt verlassen musste, vielleicht will sie sich entschuldigen, aber es öffnet niemand mehr, das Haus bleibt stumm.

Zurück in Deutschland erzählt sie diese Geschichte ihrer 15jährigen Tochter Inge, die sie fünfeinhalb Jahrzehnte später mir erzählt, weil es nicht nur eine Geschichte ist, die sie ihr Leben lang behalten hat, sondern weil es vielleicht auch die Geschichte ist, die sie in ihrem Leben am meisten geprägt hat, mehr, als sie ihre eigene Mutter geprägt hat, der sie doch widerfahren ist. Und ich erzähle sie also nun Ihnen weiter und merke, wie sich die Geschichte bei jedem Erzählen verwandelt, weil sie natürlich nicht wörtlich wiederholt, sondern aus der Erinnerung heraus nacherzählt wird und weil die Erinnerung immer trügt und verfälscht, aber auch, weil jede und jeder, der sie hört, sie anders aufnimmt, denn die Zeiten haben sich geändert, der oder die Zuhörende ist ein anderer Mensch mit anderer Empfindsamkeit und anderen Erfahrungen. Nach und nach wird aus der Geschichte eines geliebten Menschen die Geschichte einer völlig Fremden aus einem anderen Jahrhundert.

Dass das so ist, versteht sich von selbst, und spätestens hier ist vermutlich der Moment gekommen, Ihnen zu Ihrer neuen Stadtschreiberin zu gratulieren, denn die alte, also ich, hat die Angewohnheit, Dinge zu verkünden, die jeder schon längst weiß, weil sie sich nämlich einbildet, dass sie sie noch einmal anders sagen muss, und dass es nicht genügt, im Prinzip irgendwas zu wissen, um es auch wirklich zu wissen.

Ihre Mutter habe laut gelacht, als sie diese Geschichte erzählte, sagte Inge, wie sie sich auch sonst gerne über sich selbst lustig gemacht habe, wenn sie wieder einmal ungeschickt oder tolpatschig gewesen war. Frisch-fromm-fröhlich-frei: Ich bin doch so nett, dann müsst ihr mich doch auch nett finden, habe sie wohl gedacht, sagt Inge.

Die Emigranten in diesem israelischen Häuschen fanden sie nicht nett. Ich finde sie auch nicht nett in dieser Geschichte. Inge wohl auch nicht, aber es ist ihre Mutter. Wie soll man ein solches Verhalten nennen? Unsensibel? Dreist? Naiv? Unbedarft? Dumm?

Frisch-fromm-fröhlich-frei ist der Wahlspruch der Turner von Turnvater Jahn.

Ihrer Tochter Inge blieb das Lachen im Halse stecken; sie schämte sich für diese Mutter, die über alles nur lachen konnte.

Ist das vielleicht das Schlimmste? Nicht die Mörder, sondern die vielen, die noch nicht mal weggeschaut haben, sondern denen gar nichts darüber einfiel, und die auch später nur ein Lachen dafür übrig hatten, ein gutmütiges, einfältiges Lachen über sich selbst, weil man so unbedacht und gedankenlos gewesen war.

Wie begegnet man einer solchen frisch-fromm-fröhlichen Mutter? Mit Nachsicht, denn man liebt sie; es ist die Mutter.

Die sogenannte »Kristallnacht« habe sie erlebt, auch das erzählte sie ihrer Tochter lachend – nicht über die Geschehnisse lachend, sondern wieder über ihre eigene Blödheit, denn damals sei ihr nur durch den Kopf gegangen: Wie schade um das

wertvolle Kristall! An die Menschen habe sie gar nicht gedacht dabei. Und sie lachte.

Ich versuche mir das vorzustellen: Wieso dachte sie an das Kristall? Aus Kristall waren die Lüster in den Synagogen, die aber dürfte Inges Mutter weder in dieser Nacht noch sonst je gesehen haben. Was sie eventuell hat sehen können, war das Zerschlagen von Fensterscheiben, die Zerstörung jüdischer Geschäfte, Plünderungen, Misshandlungen, Verhaftungen, eine brennende Synagoge. Die Bezeichnung »Reichskristallnacht« ist eine verharmlosende, die erst später aufkam. Sie kann in dieser Nacht vom 9. zum 10. November unmöglich an Kristall gedacht haben. Aber dass sie nicht an die Menschen gedacht hat, das wird wohl stimmen.

Inges Mutter war in den 20er Jahren geboren, sie war im Bund deutscher Mädchen gewesen, hatte gejubelt, als sie mal einen Blick auf den Führer erhaschte und sich schließlich mit einem SS-Mann verlobt, was allerdings bald wieder auseinanderging. Nach dem Krieg hatte sie schnell eingesehen, dass das alles Lug und Trug gewesen war. Aber hatte sie wirklich begriffen, was in den Jahren ihrer Jugend geschehen war? Kann man es denn begreifen? Begreifen wohl nicht, aber hat sie je irgendeinen Schmerz, eine Scham, eine Last verspürt? Wäre sie sonst mit ihrer ahnungslosen Frage in das Schabbatfest dieser kleinen Familie hineingeplatzt? Hätte sie sonst so viel gelacht?

Ich habe die Geschichte hier wiedergegeben, nicht nur, weil sie mich beschäftigt hat, sondern auch, weil es die einzige aller mir zugetragenen Geschichten ist, die ihre Überbringerin so stark geprägt hat, dass ihr Leben daraufhin eine andere Richtung genommen hat. Drei Jahre später, 1968, ist sie selbst nach Israel gefahren und hat die Familie mit dem Hund Dreyfus besucht; diese von ihrer Mutter hergestellte Verbindung ist bis heute bestehen geblieben. Inge ist oft in Israel gewesen, hat hebräisch gelernt und mit der Zeit zu dem Land eine besondere Verbindung verspürt. Sie hat weniger gelacht als ihre Mutter und mehr gegrübelt.

Vielleicht werden manche von Ihnen jetzt denken: Schon wieder eine Geschichte, die mit dem Nationalsozialismus zu tun hat, hört das denn nie auf? Und tatsächlich, es hört nicht auf; die Geschichten, die mir erzählt wurden, zeigen es.

Gegen Ende meiner Zeit als Stadtschreiberin habe ich zufällig im Radio ein längeres Gespräch mit der Performance-Künstlerin Marina Abramović gehört und insbesondere an ihre Performance *The Artist is present* denken müssen, bei der sie drei Monate lang schweigend auf einem Stuhl saß und den anderthalbtausend Besuchern, die Schlange standen, um sich nacheinander auf dem Stuhl gegenüber niederzulassen, tief in die Augen zu blicken.

Bist du vielleicht auch eine Performerin? habe ich mich einen Moment lang gefragt. Was hat denn gefehlt zur Performance? Zunächst mal haben wir nicht geschwiegen, und vor allem haben wir doch lieber von dem Tief-in-die-Augen-Schauen Abstand genommen. Zudem ist weder ein ehemaliger Liebhaber von mir aufgetaucht, noch Sharon Stone oder Lady Gaga, wie bei Marina Abramović, sondern eher Inge und Wilhelm. Und schließlich habe ich unsere Begegnungen nicht von einem Filmteam

mitschneiden lassen. Wir haben uns zwar auch gegenüber gegessen, aber nicht im Museum of Modern Art in New York, sondern im Stadtschreiberhäuschen in Bergen-Enkheim.

Wenn es doch eine Art Performance war, dann war es eine unspektakuläre, hausbackene Provinz-Performance, und gerade das hat mir so gut an ihr gefallen. Wir haben uns nicht in Szene gesetzt, weder die Erzählenden noch ich mich als ZuhörerIn. *It was a very emotional work*, könnte ich aber auch sagen.

Liebe Bergen-Enkheimerinnen und Bergen-Enkheimer, ich danke euch!

Ich bleibe hier, ich komme wieder! Achtung, Achtung: Dann blicke ich euch ganz tief in die Augen! Das ist eine Drohung!

Adieu.

Enthalten in: **Stadtschreiberei. Von Anne Weber zu Dorothee Elmiger.** Verlagsbuchhandlung Bergen erlesen. Hg. von Anna Doepfner, Charlotte Brombach, Renate Müller-Friese und Ulrich Sonnenschein, Frankfurt am Main 2021, 80 S., ISBN 978-3-9822203-1-4. Erhältlich im Buchhandel und über *Bergen erlesen* (Tel.: 06109 50 90 199. E-Mail: info@bergenerlesen.de)